

Aus einem Tagebuch

An solch einem Tag sollte man weiß Gott besseres vorhaben, als das Haus auszuräumen, in dem man einst geboren wurde. Meine Mutter starb kürzlich. Bis heute weiß ich nicht, ob der Grund dafür diese unheilbare Krankheit oder doch die Einsamkeit war, die sie dahinraffte. Meinen Vater habe ich nie kennengelernt. Kurz bevor ich geboren wurde, so berichtete es mir meine Mum oft, waren er und mein Bruder auf der Rückfahrt in die Heimat bei einem schweren Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Ich konnte dies nie so recht glauben, denn zu all meinen Fragen, die ich zum Unfallhergang, zu den weiteren Beteiligten und so weiter stellte, wich meine Mutter stets gekonnt aus. Irgendwann gab ich es auf nach der vollständigen Geschichte zu fragen, es hätte ohnehin nichts an meinem Leben geändert – zumindest stimmte das bis ich ES fand ...

Tief vergraben in der hintersten Ecke des Speichers, unter einem gewaltigen Stapel alter Zeitungen und Zeitschriften aus den 60er und 70er Jahren, entdeckte ich ein seltsam gebundenes Buch. War es in meinen Augen zunächst ein betagtes von Holzwürmern verschmätetes Spätwerk eines unbekanntes Autors, machten mich das Format und der Einband dieses Buches dann doch recht stutzig. Ich setzte mich auf einen der vergilbten Tageblattstapel und betrachtete die Lektüre. Das Leder des Einbands war viel samtiger, als das es eine hiesige Ledersorte hätte sein können, viel dünner, fast wie die Haut eines Lammes oder Kalbs. Der Foliant hatte zudem keinen Titel, weder auf dem Einband noch auf der ersten Seite. Ich schlug das Werk auf und stellte fest, dass es praktisch nicht gebunden war. Es machte zwar einen geordneten Eindruck, doch die handbeschriebenen Seiten alten Papiers rutschten teilweise aus ihrer Halterung. In der Mitte erkannte ich, dass die Seiten mit dunkelbraunen und weißen langen Fäden zusammengehalten wurden – es wirkte wie das borstige Haar eines gescheckten Pferdes. Vorsichtig blätterte ich die Seiten durch und erkannte, dass es sich hierbei um ein altes Tagebuch handeln musste. Viele der Einträge waren mit Daten versehen, doch die meisten waren schon kaum noch zu entziffern. Intuitiv begann ich zu lesen:

13. August ...

Das Rauschen, das verdammte Ruckeln, die entsetzlichen Schreie ... und dann ... das Geräusch, wie es in einem herzerreißenden Gekreische auseinander bricht. Nie werde ich es vergessen können. Und mein Junge? Wie konnte ich es nur zulassen ... BITTE SAG ES MIR, wie konnte ICH es zulassen???

15. August ...

Drei Tage ist es nun her, seit dem diese verdammte Maschine abgestürzt ist und nur wenige Stunden, daß ich wieder bei klarem Verstand bin. Ich weiß nicht, wie lange ich bewusstlos war oder man mich ganz und gar für Tod hielt, aber es reichte wohl aus, um mich allein in diesem Schrotthaufen zurückzulassen. Meine ersten Blicke verrieten mir, dass von den schätzungsweise zweihundert Passagieren man mich neben einer toten Stewardess liegen ließ. Ich kann mir beim besten Willen nicht erklären, wohin sie alle gegangen sind und noch weniger, warum sie ausgerechnet mich nicht nach Lebenszeichen abgesucht haben. Verdammte Bande. Ich sollte mich besser darauf konzentrieren, was vor mir liegt statt den Blick in die Vergangenheit zu lenken. Mein Sohn ist mit den anderen gegangen – vermutlich ist das auch sicherer für ihn.

Immer wieder durchzucken Erinnerungsfetzen, wie stille Blitze mein Hirn. Die durchdringende Hitze muss mir auf Dauer doch mehr Schaden zugefügt haben, als dass ich physische Schäden an meinem Körper entdeckt hätte. Ich bilde mir Dinge ein, die ... die einfach nicht passiert sein können. Ein Traum, nichts weiter. Da war ein Mann ... er nimmt meinen Jungen in die Arme und starrt mich an. Im nächsten Augenblick kehrt er mir den Rücken zu und verlässt den Ort im dichten Nebel der aufgewirbelten Erde. Der Fremde war äußerst seltsam, er trug nichts außer ein paar dünnen Zweigen und Blättern, um seine Blöße zu bedecken. Die Haut war braungebrannt, wenn nicht sogar schwarz. Doch das seltsamste

an ihm waren seine Augen – sie waren irgendwie ... irgendwie nicht natürlich. Die Iris brannte wie orangerotes Feuer und doch wirkte der Blick eiskalt.

Ich bin schon beinahe stolz darauf, wie gut ich mich an mein Training bei der Armee erinnerte. Vielleicht habe ich einfach auch immenses Glück nicht im Amazonasdschungel sondern in einem der hiesigen Wälder gelandet zu sein. Die Pflanzen- und Tierwelt ist mir vertraut, ja es macht mir sogar Mut. Bald werde ich wieder genug Kräfte gesammelt haben, um mich auf den Weg zum nächsten Bach zu machen, der mich früher oder später zu einer nahegelegenen Siedlung bringen wird.

17. August ...

Mein Gott, habe ich mich so täuschen können? Ich erinnere mich nicht, dass der Hinflug über ein großes Gewässer führte, doch da war es, direkt vor mir – ein schier unendlicher See. Der Wald schiebt sich ungewöhnlich nah ans Ufer und selbst in so weiter Entfernung zum Wrack entdeckt man noch so manches Gepäckstück. Es wundert mich, dass keiner der Passagiere versucht hat, seine Habseligkeiten zu suchen. Jeder Koffer und jede Tasche auf meinem Weg lag unberührt und verschlossen vor mir. In all dem Chaos war es mir gelungen an das passende Werkzeug, eine in meinen großen Pranken verloren wirkende Axt, zu denken. Mit Leichtigkeit öffnete ich so, ein Gepäckstück nach dem anderen.

Nach dem ich an der Küste angelangte, neigte sich der Tag bereits dem Ende zu, so war ich gezwungen mir ein Nachtlager zu errichten. Der Weg zurück zur Absturzstelle wäre in der Finsternis unmöglich zu finden gewesen.

Diese Schreie, immer wieder diese Schreie in der Ferne. Sie klingen wie wütende Insektenhorden, unmenschlich und widerwärtig.

Die Schreie kommen näher – ich kann spüren, wie sie sich im Minutentakt meinem Lager nähern. Ich muss handeln, ich muss gehen, raus hier, schnell.

18. August ...

Ich habe die Nacht überlebt. Wie? Eine Antwort darauf fällt mir schwerer, als die Last eines tonnen schweren Frachters nur sein konnte. Meine Beine Trugen mich in einem Eiltempo aus dem Lager an der Küste zurück in den Wald. Gerade so aus ihrem Sichtfeld entschwunden, schwang ich mich hinter den nächsten Fels am Waldesrand und beobachtete die makabre Szenerie. Eine Gruppe von vier fast unbekleideten Männern und einer halbherzig angezogenen Frau rannte aus westlicher Richtung kommend aus dem Wald, den Küstenstreifen entlang direkt auf die lodernde Glut meines Lagerfeuers zu. Kurz davor schreckten sie zurück, als hätten sie noch nie zuvor die Quelle allen Ursprungs gesehen. Zwei von den Gestalten betrachteten als bald meinen hölzernen Unterschlupf, der ihnen mehr als bizarr vorgekommen sein musste – zumindest taten sie so, als sei es die größte Erfindung der Welt.

Dann – wieder ein Schrei aus der Ferne – wie in plötzliche Panik verfallend, rannten alle fünf in Kampfhaltung auf den Waldrand zu – unweit meiner aktuellen Position. Ich duckte mich so tief es mir gelang hinter den Fels und hielt ungeachtet meiner Fähigkeiten die Luft für eine Zeitspanne endloser Minuten an. In Windeseile rauschten die Wilden wie von Sinnen an mir und dem Fels vorbei. Mir gelang es für Bruchteile von Sekunden in eines der Gesichter zu schauen – ich wünschte, ich hätte es nie getan. Mit Holzkeilen durchstochene Wangen, gefletscht zu einer hässlichen Grimasse, gepaart mit den wohl gelbsten und schiefsten Zähnen, die man sich denken konnte und einer gespaltenen Zunge bewehrt, kreischte dieser Barbar mit fuchtelnden Armen vorbei in die Schwärze des nächtlichen Waldes. Ich betete dafür, dass diese Wilden mich nicht entdecken mögen und verharrte noch stundenlang in regloser Position.

Der Tag dämmerte allmählich und erst mit dem Gezwitscher der Amseln wagte ich es, mich zu rühren. Mein Lager - es hatte die Nacht wohl besser überstanden, als sein Erbauer selbst – dient mir seit den frühen Morgenstunden als wärmender Unterschlupf. Schauer

komplettierten das nächtliche Grauen mit einer perfekten Art des Unwohlseins. Verstört schaue ich mich immer und immer wieder um, stets in der Hoffnung andere Überlebende statt diese wilde Bande zu erblicken. Bisher jedoch vergebens. Wer immer diese nächtlichen Unholde gewesen sein mögen – sie sind nicht von dieser Welt ...

19. August ...

Der Weg zurück zum Flugzeug erwies sich als schwerer, als ich gehofft hatte. Da ich im Morgengrauen losmarschierte und bereits seit Stunden unterwegs war, hätte ich das Wrack längst erreichen müssen. Ein umgekippter Baumstumpf, innen völlig ausgehöhlt, diente mir für den Moment als Rastplatz. Die Müdigkeit schien mich einzuholen, es war vielleicht keine allzu schlechte Idee dem nachzugeben – so dachte ich.

Ein aus unmittelbarer Nähe kommender markerschütternder Schrei lässt mich hochschrecken und vor Furcht erschauern. Es ist tiefschwarze Nacht – herrje, wie lange hatte ich geschlafen? – als ich SIE wieder sah. Fünf, sechs, acht, nicht weniger als zwölf Männer und Frauen in Adamskostümen liefen nur wenige Meter an meinem Rastplatz – der nun zu einem Versteck wurde – vorbei. Ich reiße meine Augen weit auf und kann vor Ungläubigkeit kaum einen klaren Gedanken fassen. Einige der Männer trugen seltsam anmutende Kelche, die mit Hilfe einer geschickten Konstruktion, auf den Schultern weit über ihren Köpfen gehalten wurden. Aus dem Innern der Kelche loderte eine feuerartige Substanz, die ihnen für wenige Meter einen erleuchteten Pfad bereitete. Zwei von den Kelch-Männern führten die Gruppe an, einer diente dem ganzen als Schlusslicht. Fast wie ein Zug bei Nacht, marschierte die Bande hinter einander durch das Gehölz. Ein paar von ihnen murmelten unverständlich vor sich hin als plötzlich ein anderer Laut ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und damit ihren Tross unmittelbar zum stehen brachte.

Eine junge Frau – zumindest hätte man das von ihr behaupten können, bevor die Wahnsinnigen sie erwischten – rief in just schlechtesten Augenblick, den man sich hätte vorstellen können, um Hilfe. Ich bewegte mich so leise es ging, um durch einen Spalt des morschen Baumstumpf einen Blick in die Richtung zu erhaschen, aus die der Laut kam. Ein kleines Lagerfeuer loderte in weiter Ferne, dessen anmutig tanzende Flammen genug Licht erzeugten, um einen klar erkennbaren Schatten der Frau, die direkt neben dem Feuer stand, auf die Bäume und Büsche zu projizieren. Sie stand aufrecht und spähte in meine Richtung – sie muss die Flammenkelche der Irren gesehen und sie für Taschenlampen eines Suchtrupps gehalten haben.

In Sekundenbruchteilen preschte die Bande mit erhobenen Fäusten und Beilen unter Gegröle und affenartiger Paarungslaute auf die junge Dame los. Keine zehn Sekunden vergingen, als sie sie erreichten. Gelähmt vor Entsetzen starrte ich ununterbrochen auf die Schlacht – denn als nichts anderes hätte ich das Grauen bezeichnen können. Knochen zerbrachen wie Stöcke; Zehen, Finger, ein ganzer Arm wurde mit Leichtigkeit abgerissen, der Schädel zerbarst unter den gewaltigen Hieben der Beile; das nasse Platschen auf dem Erdboden von herausgerissenen Gedärmen; der Schrei der Frau – bis fast nichts mehr von ihr übrig war – hallte noch Stunden später durch die endlosen Wälder.

20. August ...

Machtlos drehte ich mich fort, schloss die Augen und betete dass die grässlichen Geräusche von splitternden Knochen, spritzendem Blut und kauenden Mündern aufhören mögen. Ich schluchzte leise. Tränen liefen mir in Sturzbächen über die Wangen – wie konnte ich es zulassen? – Hätte ich sie retten können? Nicht wenigstens verteidigen MÜSSEN? ... Mein Sohn ... Nein ... bitte lass es nicht wahr sein ...

Es muss lange nach Mitternacht gewesen sein, bis ich aus meiner Starre erwachte und in völliger Stille, mit dem Rücken in den hohlen Stamm gelehnt, da saß. Nicht einmal eine Eule oder irgendein anderes Getier erwies mir Gewissheit über das Wissen seiner Anwesenheit. Totenstille dröhnte als einziges in meinen Ohren. Ich schaute mich um, sah unbeeindruckt in die Dunkelheit und beschloss aus dem Baumstumpf zu kriechen. Am Ende angelangt,

richtete ich mich auf und wandte meinen Blick unmittelbar in die Richtung des Tatortes. Dunst breitete sich nun rasch Knöcheltief aus und erschwerte mir einen sicheren Pfad durch das Unterholz.

Die letzte Glut glomm im Lagerfeuer vor sich hin, dünne Rauchfäden durchzogen wie winzige Peitschen den Bodennebel. Dunkle Spritzer und Lachen getrockneten Blutes ersuchte ich bestmöglich zu umgehen. Winzige Hautfetzen und vereinzelt Büchel einst blond-gewellten Haars war alles, was von diesem jungen Menschen übrig geblieben ist. Diese gewaltige Zerstörungskraft – unmöglich hätte ich ihr beistehen können. Ganz gleich wer oder was auch immer diese Kannibalen sein mögen, ich musste jederzeit mit dem schlimmsten rechnen – ich musste mich verteidigen! Und allein diese nahezu lächerlich winzige Axt in meinen Händen war bei weitem nicht genug ...

Ich erspähte einen Camper-Rucksack zwischen den niedergemähten Büschen. Ein Blick hinein genügte – pflückte ich kurzerhand drei Glasflaschen und einen dünnen Pullover, den ich in möglichst gleichgroße Stücke zerriss, heraus. Es war mein Glück, dass die Flaschen irgendeinen billigen Fusel enthielten und so bastelte ich mir in Kürze eine gefährliche Waffe. Ich entdeckte noch die Reste einer Snack-Party auf dem Boden des robusten Rucksacks und beschloss alles, was mir irgendwie nützlich erschien, in ihn hineinzustopfen. Letztlich schnappte ich mir zwei Hand voll trockene Erde und warf sie über die lodernde Glut, welche nun ihren letzten Atemzug vollführte und der Qualm bald ganz verstummte. Als ich mich ein letztes Mal auf den Boden hockte, um nachzusehen, ob es noch irgendetwas persönliches der jungen Frau gab, was ich in Gedenken an sie hätte mitnehmen können, schweifte mein Blick zwischen zwei junge Bäume hindurch.

Eine Art Glitzern in der Luft rief meine Aufmerksamkeit auf den Plan. Wenige Schritte in Richtung des Funkelns, über einen sanften Hügel hinweg, erkannte ich die Ursache für die Lichtbrechung – ein mit großen Rosenblättern bedeckter Teich, dessen ansonsten stille Oberfläche von Mückenschwärmen betupft wurde. Hinter dem Waldteich, weitaus interessanter und doch bereitete es mir größtes Unbehagen, drei hohe hölzerne Gebilde. Fast wie Finnenhütten ragten sie unberührt auf einer Lichtung gen Himmel. Ich machte mich auf den Weg ...

Fortsetzung (20. August) ...

Ich erreichte die Hütten binnen weniger Augenblicke und schaute mich geschwind nach Hinweisen, Spuren, vielleicht sogar nach Lebenszeichen anderer Überlebender ... meines Sohnes um. Die Holzzelte waren schlecht zusammengezimmert – überall tropfen Regenreste durch die undichten Dächer, Moos überwucherte schon einen Großteil der Planken, die wahllos ausgesucht und wie ein schlecht geklebtes Modell schief im Wind knarrten. Die Hütten waren leer, nur eine steinzeitliche Feuerstelle lag mir in jeder Behausung zu Füßen, doch wirkte sie, wie seit Wochen unbenutzt. Enttäuscht entschwand ich des zuletzt erforschten Holzbaus und sah mich auf der Lichtung um. Das recht hohe Gras auf dem Boden der Fläche wog sich zum Takt der Nadelbäume am Rand der Lichtung. Flache Strahlen der aufgehenden Sonne brachen durch die Wolkendecke und lichterem Baumbestände auf den verlassenen Platz. Jetzt erst erkannte ich wie bizarr dieser Ort tatsächlich war – rings um die Hütten, nahe den Kiefern und Fichten standen symbolische Angstmacher, fast wie Totems in Form aufgespießter Körperteile auf stärkeren Astgabeln senkrecht im Boden. Überwiegend waren es Köpfe, Arme und Beine, die angesichts ihres stark verwesenen Zustandes, eine Ewigkeit hier platziert sein mussten. Dieser Ort als Ganzes betrachtet, musste zweifelsohne ein Ritualplatz sein. Furcht erfüllte mich und mein Magen begann zu rebellieren, der modrige Leichengeruch auf dieser Lichtung verstärkte die Wirkung der Übelkeit um ein Vielfaches. Kurzerhand beschloss ich diesem Lager den Rücken zu kehren – auch in Anbetracht der exponierten Lage, hätte jede weit entfernte Person einen großgewachsenen Mann wie mich bald entdeckt. Einer Entdeckung der Wilden vorzubeugen machte ich mich auf den Weg zurück ins Unterholz und weiter in Richtung Osten.

Gegen Mittag brannte die Sonne heiß und ungnädig hinab, während die Luft im Unterholz flimmerte und das trockene Gestrüpp wie winzige Krallen an meinen Schienbeinen kratzte. Da es keine sichtbaren Pfade gab, fragte ich mich unlängst, wie diese Wilden es ohne Schuhwerk aushielten – doch selbst das spitze Steingut am Strand vor einigen Nächten machte ihnen wohl nicht das geringste aus. In meinem Kopf dröhnte es, Migräne machte sich breit. Seit Stunden hatte ich keinen Tropfen Wasser mehr zu Gesicht bekommen – als bald bildete ich mir ein, Stimmen aus weiter Ferne zu hören. Stimmen die meinen Namen zu rufen schienen. Unbewusst meiner Handlungen rief ich wohl ein oder zwei Mal zurück, doch nie erhielt ich eine Antwort. Dann, tief in Gedanken versunken, fand ich mich auf einer weiteren Lichtung direkt vor einer schätzungsweise zehn Meter hohen Felswand wieder. Wie deplatziert wirkte dieses Gebilde – so war es vielleicht zehn Meter hoch, nahezu unbezwingbar und doch nur wenige hundert Meter lang. Nie zuvor habe ich ein seltsameres natürliches Bauwerk gesehen, wie dieses. An der Wand entlang blickte ich zunächst nach Süden – der brennende Feuerball, genannt Sonne, stieß ihre lodernden Peitschen direkt in meine Augen, sodass ich für einen Augenblick blind zu sein schien, bis sich die Umgebung in den buntesten Diskokugeln vor meinen Augen wieder materialisierte. Im Nachhinein dachte ich mir nur, wie einen diese Hitze zu verdummen schien und wandte mich sogleich nach Norden, was meine erste Handlung hätte sein müssen. Kaum, dass ich die Kehrtwende vollzog und den ersten Schritt in Richtung des nördlichen Waldes tat, hielt ich inne. Ein paar Kieselsteine rollten die Felswand hinab und brachen den ein oder anderen größeren Brocken ab, zusammen rutschten sie wie Lawinen im Hochgebirge in die Tiefe, unmittelbar wenige Meter hinter mir kamen sie zum Erliegen. Langsam blickte ich hinauf, gerade so erhaschte ich das Gesicht eines Mannes, der mit wahnsinnig hoher Geschwindigkeit in die entgegengesetzte Richtung entschwand. Sie wussten, wo ich war – ich musste handeln. Ich rannte im Trab los, um schnellstmöglich das schützende Unterholz zu erreichen und brach durch das unwegsame Gelände. Zweige klatschten mir mitten ins Gesicht und ich spürte, wie sie spindeldürre, hässliche Schnittwunden hinterließen.

Ich wagte es nicht, mich während meiner Flucht umzudrehen, und so rannte, trabte und schließlich schleppte ich mich durch den Wald. Nach geschätzten fünf Kilometern stolperte ich über eine Wurzel und viel der Länge nach hin. Ich prallte mit der Brust gegen einen Stein und rang anschließend nach Luft. Minuten lang blieb ich in dieser ungelenkten Position liegen, bis ich mich unter Stöhnen auf die Hände stützte. Blut- und Dreckverschmiert lächelten sie erobert zurück und spotteten nahezu über meine Hilflosigkeit dieser offensichtlichen Hölle zu entkommen. Als ich hustete durchzuckte ein tiefer Schmerz meinen Brustkorb und ich spürte, wie ich mein Gesicht zu einer hässlichen Fratze verzerrte. Doch dann hörte ich etwas, das ich mir zweifelsfrei einbilden musste ...

Unmittelbar vor mir befand sich ein weiterer bedeutungsloser Hügel und was sich dahinter befand, wurde mir angesichts der unmissverständlichen Geräusche schnell bewusst. Ich versuchte sodann mich aufzurichten, was mir nur unter größter Anstrengung und weiterer schmerzlicher Stiche in den Brustkorb gelang, und ging anschließend Meter um Meter dem Klang des Verdachts entgegen.

Da stand ich nun, ernüchtert von der Wahrheit, den Tränen der Wut nahe und zitternd der Furcht vor dem, was in den Wäldern hinter mir auf mich lauerte. Vor mir erstreckte sich ein Ozean. Das nahezu perfekte Wetter erlaubte mir den Blick an den endlosen Horizont. In jede Meeresrichtung geschaut, blitzte und blinkte die Wasseroberfläche und lächelte mir die Wahrheit wie ein Schlag ins Gesicht entgegen. – ich befand mich auf einer gottverdammten Insel! Meine Beine begannen zu beben und gaben schließlich nach. Mit einem Ruck kniete ich in den feinen Sandstrand – den Blick weiter auf die Hoffnungslosigkeit gebannt – und legte die Hände vors Gesicht.

Einige Zweige knackten im Unterholz hinter mir, dünne Äste wurden abgebrochen und fielen von den jungen Bäumen hinab auf den sandigen Boden. Ein unmissverständliches Knurren durchbrach den beruhigenden Gesang des seichten Wellengangs. Ein ekelhaft

großer Kloß bildete sich in meinem Hals, den ich versuchte hinunterzuschlucken, der bei jedem Schlucken scheinbar an Größe zunahm. Ich öffnete die Augen und nahm in Zeitlupe die Hände vom Gesicht, wie ich im gleichen Augenblick meinen Kopf drehte und meinem Schicksal in die Augen blickte. Zwei Wilde starteten mich mit ihren hässlichen orangenen Augen an. Einer der Beiden versuchte zu lächeln, in dem er seine hässlichen gelben Stumpfen im Mund entblöhte. Der andere senkte einen am Ende angespitzten dünnen Ast und richtete deren scharfe Mündung unmittelbar auf mein linkes Auge. In Bruchteilen von Sekunden exerzierte ich alle Möglichkeiten durch – und das waren angesichts der Umstände und der nachmittäglichen Sonneneinwirkung nicht viele –, die mein Leben aus dieser schier ausweglosen Situation retten konnten. Ein plötzliches Poltern, aufgrund eines durch die Flut bewegten Steines an einem alten Baumstumpf, der den Sandstrand dekorierte, sorgte für die perfekte Ablenkung, die mir wiederrum keine Sekunde Zeit lieferte, zu handeln. In dem Moment, wo die Barbaren den Polterer mit ihren Augen erblickten, wirbelte ich herum, packte die vor meinen Augen tanzende Lanzenspitze und zerrte an ihr. Der Lanzenträger erschrak und brüllte mich mit unverständlichen Lauten an, während der zweite des Gespanns nach hinten kippte, einen Stein zu fassen bekam und ihn mit gewaltiger Kraft schleuderte. Dieser sauste um Haaresbreite an meiner rechten Schläfe vorbei und landete torkelnd im Sand. Mit unglaublicher Kraft zog der Wilde mit einem Ruck an dem Ast und verpasste mir einige tiefere Schnittwunden in den Handflächen. Trotz der Schmerzen ließ ich jedoch nicht los und zerrte unter dem kläglichen Versuch gleichermaßen kraftvoll in die entgegengesetzte Richtung. Der Wilde brüllte erneut, jedoch mit unnatürlich tiefer und weitaus bedrohlicher Stimme. Er umklammerte das Ende des Astes und drückte mich mit dem Rücken voraus in den Sand. Was dann folgte, war möglicherweise der entscheidende Punkt, der mein Schicksal und somit den Ausgang meiner Geschichte besiegelte.

In unmenschlicher Manier richtete sich der Kannibale über mir auf und drückte die messerscharfe Spitze seiner Waffe Stückchen für Stückchen in Richtung meines Herzens. Dem gewaltigen Druck hatte ich noch kaum verwertbare Kräfte entgegen zu setzen. Wir rangen minutenlang in dieser Position, bis ich schließlich mit dem allerletzten Versuch die Speerspitze von mir abzulenken dem Angreifer die Gelegenheit gab, seine Waffe nicht in mein Herz, sondern in meine linke Schulter zu treiben. Ich entsinne mich meines lauthalsen Schreies nur bedingt, denn der Schmerz ließ jeden Einfluss um mich herum vergessen und versetzte mich in eine bewusstlose Starre.

Später ...

... wie lange ich bewusstlos war? Vermag ich nicht beschreiben, ebenso wie mir unbegreiflich war, dass ich scheinbar noch am Leben gelassen wurde. Ich tappte in völliger Dunkelheit – zumindest, bis sich meine verklebten Augen an die tiefe Schwärze dieses Ortes gewöhnten. Benommen und unter noch größeren Schmerzen in Brustbein und Schulter setzte ich mich auf. Dass ich mir unbewusst mit der rechten Hand an die linke Schulter fasste, bemerkte ich erst, als diese die blutverschmierten Überreste meines kurzen Hemdärmels berührten. Meine Kehle war nahezu ausgetrocknet, das Schlucken kam mir wie Schwerstarbeit vor. Bei jeder Bewegung, die ausnahmslos von Qualen begleitet wurde, wurde mir Schwarz vor Augen. Ein unwillkommener Schmerzenslaut des entzündeten Brennens meiner Schulter hallte laut und deutlich, wie in einem riesigen Hohlraum wider. Nur sehr zögerlich traten auch meine anderen Sinne wieder in den Vordergrund und ich spürte bedingungslose Kälte und schmeckte die stickige feuchte Luft, die nebulös meine Haut benetzte. Unmittelbar vor mir befand sich ein größerer Stein, der mir die Sicht auf weiteres versperrt. Ich packte mit der rechten Hand den Fels, biss die Zähne zusammen und zog meinen erschlafften Körper hinauf. Mein Gesichtszüge entglitten mir merklich, als ich über den Rand des Felsbrockens schaute und vor entsetzen beinahe erbrach ...

Im flackernden Schein einiger kerzenartiger Gebilde, sah ich leblose Körper von der Höhlendecke baumeln. Mit simplen Stricken wurden sie dort in der Finsternis befestigt und wie Schlachtschweine zum Ausbluten hingehängt. Einige von Ihnen, das war bei näherer Betrachtung deutlich zu erkennen, mussten schon bedeutend länger dort oben hängen, als

andere. Die Kleidung mancher Opfer war getränkt in schwarzgeronnenem Blut, die anderer, war praktisch nicht mehr vorhanden. Auch das Geschlecht des ein oder anderen Dahingeschlachteten war nicht mehr zu erkennen, so verwest oder derartig verstümmelt fristeten sie ihr materielles Dasein in diesem Vorort der Hölle. Ermattet von der Erkenntnis – dies musste mein Grab sein – sackte ich zurück und saß apathisch vor dem Fels. Ganz in meiner Nähe, so nahm ich es zumindest wahr – tropfte unaufhörlich Wasser in ein tiefes Becken. Der Gestank dieser Krypta war unbeschreiblich.

Beinahe gänzlich ermüdet und vollkommen ausgebrannt, raffte ich mich ein letztes mal auf, unterdrückte dabei so gut es ging jegliches Schmerzgezeter, und trottete hinkend zu den mit Kerzen dekorierten Ort hinab. Die meisten Leichen hingen so hoch, dass man sie nur mit Mühe in der Dunkelheit ausmachen konnte, andere wiederum waren derart tief platziert, dass ich mich um sie herumschlingeln musste, um sie nicht zu berühren. Die Kerzen waren auf einem Tisch platziert – sie zierten dabei wie auf einem Altar die Überreste eines beleibten Mannes, dessen blutige Überreste seiner Gedärme ihm aus dem Bauch hinausbaumelten. Ich unterdrückte erneut mein Verlangen mich unverzüglich zu übergeben, riss mich zusammen und besann mich an meinen eisernen Willen, den ich mir vor Jahrzehnten im Armeedienst aneignete. Zu Füßen des Leichentisches standen zwei große Campingrucksäcke. Am anderen Ende des Tisches, unmittelbar neben dem Kopf des Leichnams steckte eine große Holzfälleraxt in den Planken – offensichtlich nicht das Tatwerkzeug zu diesem Mord. Die Schneide war leicht angerostet, aber sonst tadellos. Erstaunlich leicht ließ sie sich aus dem Holz ziehen, ich nahm an, der Holztisch war durch die Feuchtigkeit zu einem modrigen Klappergestell geworden, dass demnächst oder doch erst in hundert Jahren in sich zusammenbrechen würde. Doch selbst durch das Herausziehen der Axt gab der Tisch keinen Laut von sich. Mir war danach, jedes einzelne baumelnde Opfer von der Decke zu holen und sie zu begraben, doch war das ein unmögliches Unterfangen, der Höhlengrund bestand zum Großteil aus festem Gestein.

Während ich mich noch etwas in der Höhle umsah, erkannte ich eine kreisrunde reflektierende Fläche in nicht allzu großer Entfernung auf dem Boden. Ich näherte mich humpelnd, immer bedacht die Leblosen über mir nicht zu berühren, und identifizierte das Objekt als Taschenlampe – ich betete dafür, dass die Batterien noch nicht ihren Geist aufgegeben hatten und bewegte den Schiebeschalter nach vorn – ein zunächst flackerndes, dann stabiles rundes Gebilde aus künstlichem Licht erhellte eine Fläche an der Höhlenwand. Erleichtert, schon beinahe erfreut atmete ich tief durch und schwenkte die Taschenlampe umher. Immer mehr Objekte lagen nun sichtbar zu meinen Füßen auf dem gesamten Boden verstreut, von Münzen angefangen über Stoffetzen bis hin zu Schmuck. Waren dies zweifelsfrei die letzten Habseligkeiten dieser armen Seelen, dessen Wert den Kannibalen nichts bedeutete. Alles, was mir irgendwie nützlich erschien, verfrachtete ich in einen der Rucksäcke und schulterte diesen. In einer Ecke der steinernen Kammer blitzte ein rotglänzendes Etwas auf, das mir aus der Ferne betrachtet irgendwie vertraut vorkam und fixierte es. Nachdem ich mich auch diesem Objekt genähert hatte, demaskierte ich es als Pistole – doch die Vorfreude über diesen Fund währte nicht allzu lang, als ich die wahre Funktion dieser Waffe erkannte. Die beiliegende Munition, extrem großkalibrig und überproportioniert zur Waffe selbst, funkelte im Schein des künstlichen Lichtes. Es musste die Leuchtpistole des Flugzeugkapitäns sein. Dennoch beschloss ich sie mitzunehmen. Unweit meiner Position mündete die Höhle in einen flachen, aber gut erkennbaren Durchgang in der Felswand. Ich leuchtete hinein, erkannte einen Gang, der sich am Ende in einen recht steilen Winkel nach oben neigte und kroch impulsartig hinein. Es war unmöglich zu erklären, was mich angesichts dieser Mord-Grube antrieb nach Auswegen zu suchen, doch tat ich es mit annähernd so etwas wie Zuversicht.

Der schmale Gang hatte keine Abzweigungen, ebenso gab es keine Anzeichen irgendeines Lebewesens, dennoch verhielt ich mich so ruhig es mir möglich war und lahmte mich Schritt um Schritt vorwärts. Vor mir tat sich nun eine größere Grotte auf, dessen Boden zum Großteil von knöcheltiefem Wasser bedeckt war. In diesem Bereich fand ich mindestens drei

weitere Personen an der Höhlendecke hängend vor, wandte meine Blicke jedoch schnellstmöglich wieder ab und schritt um einen Felsbrocken herum, der vor Äonen von Jahren von der Decke gestürzt sein musste. Vor dem Ufer des seichten Gewässers blieb ich stehen und leuchtete nach einem Ausgang. Mir unmittelbar voraus befand sich ein weiterer Gang, dessen Ende erneut spitz zulief und noch weiter nach oben führte. Ich war nahe dran, einen Schritt in das Wasser zu tun, als mir just in diesem Augenblick eine merkwürdige Spiegelung auf der Gewässeroberfläche ins Auge fiel. Stutzig betrachtete ich die Wiedergabe eines nicht von mir verursachten Lichtes - ein tiefes Knurren ertönte, durch die Größe der Grotte vernahm ich es wie das Brodeln eines Gewittersturms, ließ mich augenblicklich erstarren. Sie waren wieder da, entdeckten mich, sie werden mich töten ...

Unter ohrenbetäubendem Getöse eines markerschütternden Gekreisches stieß dieses Wesen sich von der Grottedecke ab, kopfüber sauste es aus etwa zehn Metern über mir auf mich nieder. Mit dem leuchtenden Kelch über seinem Kopf kam es in Sekundenbruchteilen näher. Im allerletzten Moment hechtete ich zur Seite und krachte dabei mit meiner linken Schulter gegen die felsige Wand. Es knackte gut hörbar in meinem Oberarm - ich fluchte vor Schmerz und ohne Rücksicht auf mein eigenes Leben, hallte mein Gezeter laut in der Höhle wider. Das Wesen, das ich nun als einen weiteren dieser irregewordenen Wilden erkannte, prallte ebenfalls auf dem Boden auf und blieb schwer atmend auf seinem Rücken liegen. Auf allen Vieren, mit der Axt in der Rechten, und einem angewinkelten linken Arm, kroch ich zu ihm. Nun sah ich deutlich in welchem absurden Winkel das Rückgrat des Wilden zum Rest des Körpers abbrach. Keinen Zweifel - er hatte sich die Wirbelsäule gebrochen - doch noch lebte er und ich konnte mir beim besten Willen keinen Reim darauf machen, wieso das so war. Kein normales Lebewesen würde solch einen Sturz überleben. Plötzlich öffnete er seine Augen und starrte mich an - da waren sie wieder, diese leuchtend orangerot lodernenden Iriden. Voller Hass und Gier nach meinem Leben fletschte er abwechselnd die Zähne und knurrte mich an. Mit meinem mit der Axt bewaffneten rechten Arm holte ich aus, soweit es meine Verletzungen zuließen, atmete tief durch und blickte hinab in die Augen dieses Mannes, schürzte meine Lippen voll widerwilligem Mitleid mit dem Geschöpf und ließ die Axt mit all meiner Kraft hinabrauschen.

Als ich mich zum Gehen erhob sah ich den so eben abgetrennten Kopf in die Wasserlache davonrollen. Er kam zum Erliegen und starrte mich weiterhin mit verkrüppelten gefletschtem Mund an. Die Augen verblassten, wurden grau, schließlich leer. In der Finsternis hätte man annehmen können, dass dieses Wesen keine Augen besaß - betrachtete man ihn näher, so stellte man zwei obsidianschwarze Augäpfel fest, die in ihren Höhlen hervortraten. Der weitere Weg erwies sich als ein weniger schreckliches Labyrinth, als ich anfangs vermutete. Bis auf eine einzige Stelle im Höhlenkomplex, ließ mir der natürliche Pfad keine andere Wahl für Abweichungen von ihm. An der besagten Stelle jedoch - die wiederum, wie zur Warnung der Eindringlinge, mit drei baumelnden Leichen bestückt war - blieb ich stehen und grübelte angestrengt unter pochenden Kopfschmerzen nach. Es nützte nichts, denn ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, und wählte den Weg zu meiner Rechten, an dessen Ende ich ein hoffnungsvolles Leuchten vernahm.

Das Leuchten befand sich in einer größeren Grotte, dessen Decke nicht auszumachen war und ging erneut von einigen im Kreis platzierten Kerzen aus, die abermals einen Leichnam umschlossen. Dieser wies jedoch einen weit höheren Verwesungszustand auf und ich fragte mich, welcher kranker Mensch dieses Opfer so gut sichtbar hat in Szene setzen können, ohne gleichzeitig in die Tiefen der Hölle hinabzufahren. Der leblose Körper gehörte offensichtlich einem jungen Mann - kurze Shorts war ebenso wie die kläglichen Überreste eines klassischen Hemds neben dem konservierten kurzem Haar erkennbar. Neben ihm lagen einige Gegenstände dessen ursprüngliche Funktion niemand mehr zu bestimmen vermochte - bis auf ein an dieser Stelle definitiv deplatziertem Buch, dessen Einband aus einem samtigen Leder bestand, welches einige Seiten gut erhaltenem Pergaments enthielt. Beim Durchblättern merkte ich, dass fast alle Blätter unbeschriftet waren und beschloss es in

meinem Rucksack zu verstauen. Ich glaube, ich wusste bereits in dem Augenblick, als ich den Folianten in meine Tasche packte, er wird einst meine Erlebnisse beinhalten.

Die Kerzen flackerten auf einmal, als würde ein starker Windstoß sie versuchen auszublases. Ich zuckte zusammen und schaute nach vorn in den hinteren Teil dieses Höhlenabschnitts. Die Kerzen boten genug Licht um die Wand am Ende des Raums zu erhellen – just in dem Moment, als sich ein riesiger Schatten auftat, welcher von glucksenden wässrigen Lauten begleitet wurde, und deutlich hörbar näher kam. Es klang fast so, als würde ein Fisch um Luft ringend auf dem Boden zappeln und immer wieder mit seinen feuchten Flossen auf die Holzdielen eines Fischerbotes aufschlagen. Dann ein Schrei – viel intensiver und langgezogener als die der Wilden im Areal weit außerhalb der Grotte. Wie nicht von dieser Welt kreischte, schnaufte und platschte dieses Schatten-Phantom hinter einer Felsenecke und bewegte sich vorwärts. Ich rannte los um Schutz hinter einem größeren Stein zu suchen, unmöglich hätte ich den Ausgang dieser Grotte erreichen können, ohne dass dieses bedrohliche Ding mich gesehen hätte. Keuchend hockte ich mich hinter den Fels, spähte um die Rundung und hatte keine Bedenken mehr, was meinen geistigen Zustand betraf – ich musste vollkommen wahnsinnig geworden sein ...

Dieses Ding machte eine stolpernde Bewegung nach vorn, wiederrum begleitet von einem plankenplatschenden Geräusch, und trat aus den Schatten hinaus. Die Haut dieses Wesens glänzte feucht, irgendwie schuppig und doch glatt wie die eines Menschen. Statt einem Paar hatte dieses Ding zwei, NEIN DREI Paar Arme, die wie Tentakeln in der Luft herumwirbelten, ganz so als würden sie die Umgebung nach Fremdkörpern abtasten. Während es mit den Armen unter lautem Getöse, was hin und wieder wie das eines Warzenschweins klang, rumfuchtelte und auch nicht vor der Berührung der harten Steinwände halt machte, schritten die vier Beine schlurfend durch die Grotte vorwärts. Wie ein Insekt wurde auch dieses Wesen vom wärmenden Licht der Kerzen angezogen und verharrte mit stoischer Ruhe, während seine fühlartigen Extremitäten ruhiger und konzentrierter in gleichmäßige Schwingungen übergingen. Dieser Monster verharrte nun in einer gehockten Haltung vor dem Leichnam in mitten der Lichtquellen und schien sich auf einen Punkt fixiert zu haben. Eine gespenstische Stille hüllte den Raum vollständig ein. Die Luft in diesem Teil der Höhle wurde mit einem Mal stickig. Mein Atem verlangsamte sich – es fiel es mir von Sekunde zu Sekunde schwerer Luft in meine Lungen zu saugen. Fast so, als würde etwas meinen Brustkorb zusammendrücken und keinen einzigen Hauch mehr hineinlassen. Röchelnd drückte ich meinen Oberkörper gegen den Fels - meine rechte Hand fuhr reflexartig an meine Kehle, als hätte sie meinen drohenden Erstickungstod entgegenwirken können. Meine Augen begannen zu tränen und quollen merklich an, drückten gegen die Augenhöhlen und zogen wie Stahlsehnen in meinem Kopf an meinem Hirn. Jede Faser in meinen Muskeln spannte sich an, durchzog meine Wunden und ließ meinen Lippen für einen unbedachten Moment ein kaum hörbares Keuchen entrinnen.

Völlig überrascht von diesem Laut, stand dieses Vieh ruckartig auf und wirbelte in meine Richtung herum und so plötzlich, wie das Ersticken mein Ende bedeutet hätte, entspannten sich in Sekundenbruchteilen sämtliche Organe, Muskeln und Sinne meines Körpers. Mein Verstand setzte ein und vernahm das stetige Grollen dieses Monsters, was unaufhörlich zu meiner Position vordrang. Ich musste handeln – schnell! Stützte mich mit dem rechten Arm ab, auf meine zittrigen Beine und stand nun im direkten Sichtfeld dieses unbeschreiblichen Wesens. Es kreischte und gluckste zur gleichen Zeit, hechtete mit absurd großen Schritten und in tollwütiger Manier auf mich zu. Mir blieb nichts übrig, als dem Grotteingang entgegen zu sprinten. Ich drückte mich vom Felsen ab, der kurz zuvor noch der sicherste Orte in dieser Hölle gewesen war, und spürte noch gerade eben, wie dieses Ding mit einem seiner Arme meine Hand berührte, doch nicht stark genug, um mich festzunageln. Ich rannte humpelnd dem Gang entgegen, während der Polterer zähnefletschend, brodelnd und platschend unmittelbar hinter mir Spektakel machte. Dann – als hätte mich die Eingebung der Vernunft eingesponnen – fiel sie mir ein, meine einzige Rettung in dieser Situation. Ich ließ die Axt aus meiner rechten Hand auf den Boden fallen, packte die mit Leuchtgranaten

bespckte Pistole von meinem Gürtel, zog sie in einem großen Bogen einmal um meinen Körper herum, sodass sich der Höhlenausgang in meinem Rücken befand, und drückte ab.

Der unverwechselbare Klang detonierender Munition dröhnte mir in den Ohren, während die Druckwelle des vor mir explodierenden Körpers mich erfasst und Meter weit in den Gang schleuderte. Mit dem Rücken vornweg schlug ich hart auf dem steinigen Boden auf, schaffte es aber dennoch irgendwie mich seitwärts zu drehen und mit meinem halbwegs gesunden Arm meinen Kopf zu schützen. Fleischige Brocken gefolgt von Haut- und Gedärm-Überresten flogen mir kunstvoll um die Ohren, landeten direkt neben mir und begruben teilweise meinen Leib. Als der Lärm und Staub sich legte, richtete ich mich qualvoll auf und sah fassungslos meinem Werk der Vernichtung entgegen. Keine Sekunde zweifelte ich daran, dass dieser Knall alles im Umkreis von Kilometern auf mich aufmerksam gemacht haben muss, besonders das, was noch in den Tiefen dieser Höhe lauerte. So entschloss ich mich ohne zu zögern dem Höhlengang aufwärts weiter zu folgen und bemerkte recht bald, wie die ersten Sonnenstrahlen am Ende des Ganges in den Tunnel schienen.

Kurz vor dem Höhlenausgang, ich vernahm bereits ein leises Vogelzitschern, blieb ich stehen und versuchte durchzuatmen, was mir nicht gelang - zu groß waren die Schmerzen in meiner Brust. Es bestand für mich keinen Zweifel daran, dass ich mir ein oder zwei Rippen gebrochen haben musste, während meiner Tortur in der Grotte. Ich trat hinaus und erkannte wohin mich dieser Gang brachte – in den tiefsten Forst, den ich mir nur vorstellen konnte. Nur wenige, dafür kräftige Sonnenstrahlen schienen durch das Blätterdach und wärmten meine Haut. Erst jetzt begriff ich, wie kalt es in der Höhle gewesen sein musste. Ich schaute mich kurzerhand nach allen möglichen Seiten um, konnte jedoch keine Feinde erspähen, dafür ein sehr merkwürdiges Gebilde am Fuße eines Felsbrockens, der vor Äonen von Jahren hier entstanden sein musste, bevor auch hier auch nur einer dieser verflixten Bäume wuchs und diesen Ort zu einer einzigen Bedrohung machte.

Als ich mich näherte wurde mir bewusst, dass dieses seltsame Zeichen ein auf einem stärkeren Ast drapiertes Totem aus abgehackten Köpfen und Gliedmaßen war. Es musste bereits sehr lange dort sein bizarres Dasein fristen, denn die Leichenteile näherten sich einem mir völlig unbekanntem Verwesungszustand. Die Körperteile mussten mit einer konservierenden Flüssigkeit überzogen worden sein, dass das Blut kurz nach der Schlachtung gerann und jede Hautpore verschloss, sodass kein natürlicher Umwelteinfluss den Verfall einleiten konnte. Man könnte meinen, dass die herausgequollenen Augäpfel einen anstarrten und mit den widerlich schiefen Zähnen gleich zubeißen würden. Von dieser Vorstellung erschauerte ich und zuckte blitzartig zusammen, als aus weiter Ferne das Kreischen dieser Wilden zu hören war. Schwer zu orten aus welcher Richtung es ertönte, musste ich mich sogleich in Sicherheit bringen. Als ich weitere Schritte vorwärts machte, bemerkte ich, dass ich noch immer die Leuchtpistole in der Rechten hielt und nicht länger die Axt. In der Lethargie der Sache stutzte ich und konnte kaum begreifen, was aus dem Beil geworden ist, dass sich vor wenigen Minuten noch in meiner Hand befand und nun durch diese merkwürdige leuchtend rote Waffe ersetzt wurde. Mein Verstand leistete Schwerstarbeit bei dem Versuch die Situation zu verarbeiten und nach annähernd logischen Schlussfolgerungen zu suchen. Es gelang nicht und so machte ich aus der Situation das einzige, was mir halbwegs sinnvoll erschien. Die Waffe halfterte ich im Bund meiner Jeans und machte mich auf den Weg.

Stunden später, zumindest glaubte ich am Stand der Sonne zu erkennen, wie spät es war und dass bald die Nacht hereinbrechen würde, hatte ich dennoch das Gefühl nicht all zu weit vorangekommen zu sein. Entkräftet schlürften meine Füße mühselig über den moosigen Boden. Ich hatte stetig damit zu kämpfen, dass meine Augenlider nicht zufielen und mich in irgendeiner exponierten Lage umkippen und liegen ließen. Vielleicht konnte man es Glück im Unglück nennen, doch entdeckte ich hinter einem weiteren der unzähligen bewaldeten Hügel einen See, an dessen Ufer sich eine Art Lagerplatz befand. Der See war zu zwei Dritteln umgeben von einem Erdwall, ganz so als sei das komplette Gewässer einst abgesackt, und bot so einen einigermaßen komfortablen Schutz. Das Lager selbst war verlassen, doch die

Spuren der Benutzung eindeutig sichtbar – neben den verkohlten Überresten eines Feuers bot es einen simplen halbverfallenen Unterschlupf aus Holzstämmen, Ästen und Steinen. Ich mühte mich ab, die Lücken der steinzeitlichen Behausung mit einem Panzer aus endlos vielen Blättern zu bestücken, zwang mich auf die Knie, ließ mich auf den staubigen Boden fallen und schlief unverzüglich ein.

Unter markerschütterndem Getöse griff etwas nach meinen Beinen, zog mich mit vollster Kraft aus dem Unterschlupf und riss mit krallenbewehrten Fingern blutige Kratzspuren in meine Beine. Ich schrie auf, versuchte Halt zu finden und griff vergeblich nach den Holzbohlen, aus denen mein provisorischer Unterschlupf bestand. Meterweit zog mich dieser Schatten über Kieselsteine und Geäst, die weiteren Schaden an meinen zerfetzten Klamotten und geschundener Haut verursachten, und kreischte aus vollster Kehle. Ich bekam einen größeren Stein zu fassen, drehte meinen Körper so gut es mir möglich war zur Seite und holte aus. Der Brocken traf das Ding am Kopf, schockiert blieb es stehen und ließ mich augenblicklich los. Erneut wirbelte ich herum, versuchte auf meine Knie zu gelangen, was mir nur halbwegs möglich war, und robbte nach vorn. Das Wesen, das ich zwischenzeitig als eine der Kannibalenweiber identifizierte, brüllte mich an und langte erneut mit ihren Pranken nach mir. Sie verfehlte meine Fersen nur um Zentimeter. Ich schnappte mir sodann einen kräftigeren Ast, was nebenbei dazu führte, dass mein Unterstand in sich zusammenbrach, drehte mich nach der Irren um und schaffte es gerade noch so ihr ein paar Hiebe auf Kopf und in die Hüfte zu verpassen, bevor sie mich erreichen konnte. Zähnefletschend, begleitet von einigen wehklagenden Lauten, ließ sie sich auf den Rücken fallen und rieb sich wutentbrannt ihre Hämatome. Schweratmend ließ ich den Ast zu Boden sinken. Die Pistole – rief ich in mich hinein – griff zum Hosenbund und damit ins Leere. Wo war die Waffe? Verzweifelt tastete ich erst um mich herum, dann im größeren Radius am Lagerplatz – nichts! Dann – klick! Langsam richtete ich meine Augen wieder nach vorn – der Lauf eines überproportionierten leuchtend roten Revolvers war direkt zwischen meine Augen gerichtet. Mein Atem ging nun langsamer, doch mein Herz schlug im Takt bekannter Beatmusik. Die Wilde, deren Blick sich von völlig Wahnsinnig zu überaus resolut verändert und beinahe schon mitmenschlich wirkte, hatte jede erkennbare Mimik verloren und starrte mich aus leeren orangefarbenen Augen an. Der Schuss ertönte ...

Wie der Schuss ertönte, hallte er durch den Wald, hämmerte in meinem Kopf - ein starker Hustenkrampf ließ mich aufbegehren und zeitgleich bellen, wie einen Hund. Ich erwachte so aus dem Alptraum, der sich von der Realität nicht im Entferntesten mehr unterschied. Mein Brustkorb schmerzt fürchterlich unter jeder Erschütterung dieser Art. Tränen liefen mir in die Augen, ich hielt mir mit der rechten Hand den Hals. Meine Kehle brannte wie Feuer und ich rang vergeblich nach Luft. Der Husten ließ nach einigen Minuten schließlich nach, doch nun spürte ich, wie mir die fiebrige Hitze zu Kopf stieg.

Es war tiefschwarze Nacht, längst hatte ich jedes Gefühl für Zeit verloren. Den wievielten Tag saß ich nun schon in dieser Hölle fest? Immer wiederkehrende Fragen gruben sich durch meinen Verstand wie Planierdraht auf einer Großbaustelle. Unter weiteren bellenden Hustenlauten mühte ich mich das Seeufer nach Zweigen abzusuchen, um mir ein Feuer zu entzünden. Nahe des finsternen Waldrands entdeckte ich einen sauber abgebrochenen und kaum splitternden Ast, der es mir möglich machen sollte in dem Gewässer zu fischen. Zumindest hoffte ich, es würde dort eine Nahrungsquelle geben. Am Unterschlupf angekommen – der zu meiner Verwunderung keinen Schaden genommen hatte und noch immer stattlich daher kam mit seiner immens dicken Decke aus Laub und Zweigen – warf ich jedes Sammelsurium vor den Bau, zog mir kurzerhand mein zerschlagenes Schuhwerk aus, krepelte die Hosenbeine hoch und schritt bedächtig in die eiskalten Fluten. So stand ich da, zehn Minuten, vielleicht eine viertel Stunde oder gar länger und rührte mich nicht. Doch nur so hatte ich das große Los ziehen können – tatsächlich näherte sich ein Schwarm glitzernder barschartiger Fische, deren Anzahl ich blitzschnell um zwei der kleineren Exemplare minderte. Als die Wasseroberfläche sich nach meiner Attacke wieder beruhigte, entdeckte ich noch etwas am Grund des seichten Sees – etwas, das ich zunächst für eine

optische Täuschung hielt und so gleich eines besseren belehrt wurde. Mein Verstand weigerte sich zu glauben, was er dort sah, doch mein Arm war bereits auf dem Weg in das kühle Nass. Ich berührte das Objekt am Boden des Gewässers und musste schlucken. Mit einer Menge Schlamm barg ich es und öffnete Finger für Finger meine geschlossene Hand, an deren Seiten unaufhörlich Wasser gepaart mit Schlammresten hinunterlief. Zittrig betrachtete ich es und wusste, dass es keine Hoffnung mehr geben konnte. Das kleine Kreuz-Medaillon meiner Frau, das sie zum Abschied meinem Sohn als Talisman mitgab – ich hätte es unter einer Million wiedererkannt, denn nur dieses Exemplar war gezeichnet durch eine unverkennbare Kerbe am unteren Stiel des Christensymbols. Tränen quollen mir aus den Augenwinkeln, liefen in feinen Rinnsalen meine Wangen hinab – ich schloss die Hand, drückte den Gegenstand fest an meine Brust und begann hemmungslos zu weinen.

Weitere Zeit verstrich und noch immer wehte mir der blaue Dunst der Nacht um die Ohren, während ich vor dem Häufchen Lagerfeuer saß, die Fische räucherte und mich mit einer der Fuselflaschen aus meinem Rucksack, die - ‚oh Wunder‘ - ganz geblieben sind, besoff. Es gab nun nichts mehr, woran ich meine Hoffnungen klammern konnte – dessen war ich mir so sicher, wie das Amen in der Kirche. Das „Amen in der Kirche“? Welch‘ ein blasphemischer Ausdruck, um diese Situation zu beschreiben. Halluzinationen breiteten sich im Wechsel von Farb- und Lichtspiel vor meinen Augen aus. Bunte Gläser irgendeiner unbekanntenen Linsen schoben sich hin und wieder davor, Gestalten wanderten wie von Geisterhand am Ufer des Sees entlang. Männer, Frauen und Kinder tanzten euphorisch zum Takt melodischer Klänge, die nur Engel spielen konnten. Eines der Geisterwesen materialisierte sich plastischer vor mir, als sämtliche andere. Mein Junge. Er war es tatsächlich. So klar vor mir, dass ich nach ihm Griff ... doch nichts als Schall und Rauch übrig blieb. Ich musste unweigerlich laut lachen – unbedacht der Gefahren da draußen, die mich womöglich hören konnten – was dann schließlich in ein klägliches Schluchzen überging. Gefolgt von der Wut auf alles und jeden – vor allem auf mich selbst und meine Unfähigkeit einen kleinen Jungen zu beschützen - warf ich die Flasche ins Feuer, die gekonnt an einem der Steine zerbrach und kunstvoll kleine Stichflammen verursachte. Ich gaffte noch einen Moment ins Feuer, tat dann die Hände vors Gesicht und ging in mich. Es war zu schwierig angesichts meiner Verzweiflung einen einzigen klaren Gedanken zu fassen – so entschied ich mich (ob ernsthaft oder in Folge meines Zustandes) alles auf eine Karte zu setzen. Es musste einen Weg von dieser Insel geben. Und wenn es ihn gab, musste ich alles daran setzen, ihn zu finden. Wenn ich hier gestrandet bin, um an dem Ort zu sterben, an dem mein Ein und Alles umgekommen ist, dann wird das Schicksal auch über mich richten. Aber ich wollte mich dem Schicksal nicht kampflös ergeben.

Am folgenden Tag ...

Die Nacht verlief noch ruhig und der Alkohol verbannte sämtliche Schmerzen, inklusive der bösesten Gedanken, was diese Kannibalen mit meinem Sohn angestellt haben könnten. Doch nun, im Angesicht der aufgehenden Sonne, tätowierte mir mein Verstand das Bild sterbender Menschen mit einer heißen Nadel ins Hirn. Ich humpelte zum See, um mich im Wasser zu erfrischen, blieb stehen und betrachtete mein klägliches Spiegelbild. Mein einst braunes Haar wurde nun gekrönt von grauen Spitzen an den Schläfen, eingefallene Wangen und leere Höhlen, in denen meine Augen mehr als verloren wirkten – nein, dieser Mensch war nur noch ein Abbild meiner selbst. Ich entledigte mich meines Hemdes und schaute an meinem Leib hinab, entdeckte blau-violette Hämatome in allen Größen und Formen, sowie zahlreiche Abschürfungen und Kratzwunden. Wie viele davon auch innerliche Schäden verbargen, vermochte ich nicht zu bestimmen. Das übelste schien jedoch meine linke Schulter zu sein, sie war steif geworden und bei jeder Berührung durzuckten mich blitzartige Schmerzen. Meinen linken Arm trug ich bereits ganz unbewusst angewinkelt vor mir her, vermutlich würde ich ihn nie wieder richtig benutzen können. Ich wusch mein Haar, Gesicht und Teile meines Oberkörpers, soweit mir dies gelang. Nach dem die frische Sommerbrise mich vollständig getrocknet und ich die Reste des verkohlten (Danke Suff!) Fisches zu mir genommen hatte, machte ich mich wieder auf den Weg. In Erinnerung an letzte Nacht war ich mir meiner Sache was die Flucht betraf zwar noch sicher, doch hatte ich keine Ahnung,

wie diese aussehen wird. Was mir fehlte, war ein Bezugspunkt, nach dem ich mich orientieren und wonach ich meine Flucht planen konnte - etwas, das groß genug war und nicht in diesen Wald gehörte ... das Wrack.

Stunden nach Sonnenaufgang und dem Verlassen meines letzten Schlafplatzes war die Sonne dem Zenit nicht mehr fern und dünstete den letzten Rest Feuchtigkeit aus allen Poren. Die Luft brannte – Herrgott, hätte ich unter dem dichten Blätterdach nicht geschützt sein müssen? – jede kleine Störung stieß mir unverzüglich auf. Der Ärger, vielleicht auch ein Stückchen der Wut auf mich selbst und meine Unfähigkeit, brodelte unaufhörlich und impulsiv in meinem Kopf wie Eintopf auf dem Herd. Winzige Schweißperlen rannen mir über Stirn, Schläfen und Kinn – ein paar von ihnen trafen meine größtenteils offenen Schürfwunden und gruben sich wie ätzende Säure hinein. Auf meinem Pfad kreuzte mich ein kaum erkennbares Rinnsal irgendeines unbedeutenden Bachs. Ich blieb stehen und zögerte angesichts der schmerzlichen Prozedur, die ich meinem geschundenen Leib abermals aufbürden müsste, würde ich mich auf die Knie hinablassen, um von dem Nass zu kosten. Ich vergewisserte mich, dass kein noch so winziges spitzes Steinchen plötzlich auftauchen und meine Knie küssen würde, sobald ich mich auf sie niedergelassen hatte. Die trockene Erde wirbelte zu kleinen Wölkchen auf, während ich mich niederließ. Meine rechte Hand stach sodann in den reißenden Strom, der kaum breiter war als sie selbst, erhob sich gen meines halb geöffneten Mundes und benetzte in all seiner frische meine ausgetrockneten Lippen. Diesen automatischen Vorgang wiederholte ich geschätzt unendlich oft. Als ich glaubte genug zu mir genommen zu haben, wollte ich mich aufrichten und wurde mit der bitteren Erkenntnis belohnt, dass dieses Unterfangen die weit größere Hürde sein würde, als das Niederknien. Von allen Kräften verlassen, stützte ich mich mit der halbwegs gesunden Rechten vom Boden ab und fand auf wackeligen Beinen unter reißenden Sehnenlauten wieder halt.

Nur wenige Minuten später flaute eine Brise auf, schüttelte wie wildgewordener Wackelpudding die belaubten Zweige kleinerer Bäume und erlaubte es meine Wenigkeit für einen Moment durchzuatmen und meine zwischenzeitig bedenklich gebräunte Haut zu spüren. Plötzlich sprang vor meinen Augen nur wenige Meter entfernt eine junge Hirschkuh an mir vorbei – das erste annehmbare Lebewesen, das ich seit Tagen zu Gesicht bekam – huschte im wilden Zick-Zack geräuschvoll über Wurzeln und hinabgeregneten Geäst und verschwand so schnell sie gekommen war, wieder in den Tiefen dieser endlosen Wälder. So etwas Ähnliches wie das magere Gefühl von aufkeimender Hoffnung breitete sich tief in meinem Inneren aus. Und das erste Mal seit geraumer Zeit spürte ich Kraft in mir aufsteigen – Energie, die meinen Verstand für ein paar Minuten von milchig trüb in so etwas wie glasklar verwandelte. Der Wind säuselte – ja, ich konnte es nicht nur hören, ich konnte es sogar fühlen. Vereinzelte Strahlen der Mittagssonne schienen partiell auf meine Arme, und ich vermochte sogar mit Bestimmtheit zu sagen, dass sie diese Stellen wärmten. Ein unnachgiebiges Gefühl der Reinigung durchfuhr meinen Leib – plötzlich waren die Dinge strahlend schön, voller positiver Erinnerungen und vernünftiger Erklärungen. Nach unzähligen Tagen und ungnädigen Nächten tat ich etwas, das ich schon längst vergessen glaubte – ich lächelte.

Hätte man mir prophezeit, ich würde an diesem Tag lächeln, so hätte ich demjenigen wohl nur ein müdes Mundelwinkelverziehen anbieten können. Doch hätte man mir beschworen, dass all meine Strapazen noch am gleichen Tag mit etwas noch viel besseren belohnt werden würden als mit einem hoffnungsvollem Lächeln, hätte ich ihn des Wahnsinns kesse Beute zum Fraß vorgeworfen. In dem Moment, als die besagte Ricke vor meinen Augen ihre arttypische Akrobatik ausübte und in die von mir westlich gelegene Richtung entschwand, konnte ich in weiter Ferne ein Objekt erahnen, das sich auf einer Lichtung befand und unnatürlich stark die Sonnenstrahlen reflektierte. Ohne allzu lang über die Option einer möglichen Halluzination nachzudenken, machte ich mich schnurstracks auf den Weg. Schon beim Näherkommen erkannte ich die halbwegs ovale Form dieses Dings, das man leicht für einen Stein gehalten hätte, würde es nicht von der Sonne geküsst werden. Als ich nah genug war und schon meine Hand zum Schutz vor der starken Lichtreflektion vor das Gesicht

halten musste, entpuppte sich das vermeintliche Riesen-Ei als Gottes größtes Geschenk, dass er einem Robinson-Crusoe-Verschnitt hätte machen können: es war ein geschlossener moderner Reisekoffer mit Camouflage-Muster und chromverzierten Kanten. Bei dem Gedanken daran, dass ich dieses Relikt neohomophoben Ursprungs an einem der regenreichen Tage nie und nimmer im hohen Gras in den Schatten der Wälder entdeckt hätte, krümmte sich sogleich mein Magen um 360°.

Der zweite und wichtigste Gedanke der nun folgte, sollte sich als eine immer wiederkehrende Phobie herausstellen: womöglich enthielt es ein Mobiltelefon, womöglich würde es mir an der Absturzstelle helfen, meine Rettung von diesem Ort einzuleiten. Doch zeitgleich stellte dieser Gedanke meine fadendünne Geduld auf eine weitere harte Probe – wie konnte ich dieses Ding ohne Werkzeug öffnen?

Als ich mich bückte, um die Kanten des Koffers nach möglichen Schwachstellen zu untersuchen, bemerkte ich nicht einmal mehr, dass meine linke Schulter vor Schmerz pochte und unzählige Zweige und Steine meine Knie malträtierten. Lediglich die gebrochenen Rippen kitzelten wie winzige Nadeln, die von innen nach außen wollten, und ließen mich nicht jede deh nende Bewegung ausführen. Das überdurchschnittlich große Handgepäck stellte sich als ein widerspenstiges tarnfleckiges Biest heraus. Ich tastete um mich herum, fand jedoch nicht sofort einen ausreichend großen Stein, um das Schloss mit Gewalt knacken zu können. Nervosität machte sich breit und ich mühte mich ab, aus den Trägern meines Rucksacks zu schlüpfen, um den Inhalt des üppigen Stauraums zu untersuchen. Doch mit nicht viel mehr, als einigen halbleeren Glasflaschen, Dreck und einem Metall-Feuerzeug ließ mich mein treuer Gefährte im Stich. Unbedacht nahm ich das Feuerzeug in die Hand, stellte ihn auf ‚Handflammenwerfer‘ und kohlte das Zahlenschloss an, sodass sich die eingestellten Ziffern in ein rußschwarzes Irgendwas verwandelten – dann setzte ich das Feuerzeug ab und schüttelte den Kopf: „Willkommen in Absurdistan du Trottel!“, sagte ich mir und ließ meinen geschundenen Verstand akribisch nachdenken:

Wenn dieses Gepäckstück hier gelandet ist, und aufgrund der Musterung es bisher von niemand entdeckt und wegbewegt wurde, könnten weitere Koffer in der Nähe sein. Mein Gesicht erhellte sich als Ausdruck aufkommender Euphorie. Was bedeuten würde - und in dem Augenblick stand ich bereits wieder auf den Beinen - das Wrack ist nicht mehr fern!

Hektisch fuchtelte ich mit der Rechten und schaute mich rasant nach allen Seiten um, entdeckte jedoch auf den ersten Blick nichts. Irgendwo muss etwas sein, sagte ich zu mir und schaute abermals in jede Richtung, diesmal bedächtiger. Und dort lag es. Ein quietschgrüner Plastikschalenkoffer lehnte verkehrtherum am unteren Ende eines Hügels zu Füßen einer alten Eiche. Mit schnellen Schritten humpelte ich drauf zu und entdeckte auf dem Weg dorthin weitere Überbleibsel menschlichen Lebens, die keinesfalls länger als vor zwei Wochen hier verloren wurden. Darunter eine goldene teure Armbanduhr, die, aufgrund des Aufpralls auf einen Stein, geradewegs anmutig versuchte, aus der dunkelblauen Samtschachtel zu klettern. „Vergebens Kleiner, du wirst es nie schaffen!“, gellte es heiser und überheblich aus mir heraus, als ich den goldenen Chronographen passierte. Der neongrüne Koffer, der am Baum lehnte und sich bizarr sonnte, stellte sich als ein billiges Imitat eines teuren Herstellers von Kleidungsaufbewahrungsmitteln heraus, dessen Name mir längst entfallen war, denn genügten ein paar kräftige Tritte gegen die verbogene Visage dieses augenkrebserregenden Objekts um ihn handelsunüblich zu öffnen.

Neben einigen punkigen Shirts und zerschnittenen Jeans in zierlicher Damenkonfektionsgröße, entdeckte ich ein klobiges dunkelgraues Netzteil. Ich nahm es in die Hand und ein überwältigendes Glücksgefühl sprudelte ausgiebig aus mir heraus, als ich den Namen eines bekannten Mobiltelefonherstellers darauf las. „Na also!“ witzelte es abermals erschreckend überheblich aus mir und ich zog bewusst die Augenbrauen hoch. In den Weiten des chaotischen Kofferinhalts verloren sich meine Hände zwischen wolligen Stoffen und kantigen Schachteln einer ausländischen Zigarettensmarke. Nichts.

Seufzend lehnte ich mich zurück, runzelte die Stirn und dachte abermals nach. Aus irgendeinem abwegigen Grund kam ich auf den Gedanken, dass die so eben von mir ganz bewusst zum Sterben zurückgelassene Uhr möglicherweise aus einem Koffer gefallen war, der vielleicht weitere Kostbarkeiten, wie ein Diamant-Kollier enthalten könnte, womit ich hätte vielleicht das Tarnbiest auf der Hügelkuppe aufbrechen oder aufschneiden können. Doch genauso geistreich mir dieser Gedanke im ersten Augenblick erschien, verwarf ich ihn in den Abgrund des Vergessens, in dem bereits alle meine Träume lagen und starben. „Wenn ich McGyver wär, hätte ich mir längst eine Bombe gebastelt und mich von dieser verdammten Insel gesprengt!“ fantasierte ich vor mich hin.

„Sprengen! Das ist es!“, schrie ich und stolperte einige Schritte vorwärts, als meine Beine meinen viel schnelleren Gedanken nicht so rasant folgen konnten. Mein gesunder Arm stützte sich gegen den gewaltigen Eichenstamm. Ich schlussfolgerte: Wenn ich es fertig brächte, das Wrack zu finden, dann bestünde vielleicht die geringe Chance, dass sich noch Treibstoffreste in den abgerissenen Tragflächen der Maschine befinden und ich sie kontrolliert zur Sprengung bringen könnte. Die gewaltige Stichflamme, dem trockenen Wald sei Dank, und die Rauchentwicklung sollten kilometerweit zu sehen sein. In dem Moment war es mir nicht mehr möglich auch nur einen anderen Gedanken zu fassen – es existierte noch Hoffnung und vielleicht war dies die letzte Chance für mich, aus dieser Hölle zu entkommen. Als ich aufblickte, wusste ich, dass mir die Koffer und Taschen den Weg weisen würden – sie reichten mir sozusagen eine helfende Hand und ich musste das Puzzle um die korrekte Richtung lösen, um einzuschlagen.

Noch einmal harschte ich meinen Verstand an, die letzten intakten grauen Hirnzellen anzustrengen. Der neongrüne Koffer ... angelehnt an diesen Baum ... kann nur mit genügend Schwung den Stamm einen halben Meter emporgeklettert sein, was bedeutet er ... Ich bemerkte kaum, dass ich vor überschäumender Hoffnung fast schrie ... er muss diesen Hügel hinabgerollt sein – das Flugzeug, es muss sich hinter diesem Hügel befinden und deutete den Hang hinauf. Mit fürchterlich schmerzenden Knien, erklomm ich keuchend den Abhang, den ich zuvor nicht schnell genug hinabsteigen konnte. Oben angekommen visierte ich das reflektierende Tarnfleckenbiest an, vergewissert ich mich mit einem rückwärtigen Blick über die Schulter, das sich der quietschgrüne Tritt-mich-Koffer in gerader Linie dazu, noch immer in der Nachmittagssonne aalte und schaute nun geradewegs nach vorn. Der quälende Anblick vom Wald hinter der Hügellichtung und folglich noch mehr Bäumen stank zum Himmel und ich runzelte bewusst die Stirn. Fast wie gelähmt vor Lustlosigkeit stand ich mit herabhängenden Schultern und zögerte das Wiedereintreten in den Forst unnatürlich lang hinaus. Die anfängliche Euphorie über die Gepäckfunde schwand von Minute zu Minute. Ich wollte nicht mehr – ich konnte nicht mehr! Immer wieder schossen mir wilde Gedanken durch den Kopf – wie konnte ich nur in diese verfluchte Hölle hineingeraten? Nie verloren sich meine Gedanken dahingehend, an eine höhere Macht zu glauben, die all dies erschaffen konnte. Mein Verstand begann sich zu drehen, mein Magen rebellierte, mein Kopf dröhnte, Schmerzen pochten von innen wie kleine Hämmer an meine Schläfen. Als meine zitternden Hände, die ich gefühlt vor Jahren auf die Reise zu meinem Kopf entsandte um ihn zu bändigen, diesen erreichten, stellte ich erleichtert fest, dass mein Haupt nicht in Umlaufbahnen um meinen Hals kreiste sondern sich tatsächlich noch an seinem ursprünglichen Platz befand. Ich wagte es nicht meine Augen zu schließen, geschweige denn zu schlafen, denn hünenhafte Wesen gierten zähnefletschend vor meinen geistigen Augen nach mir, sobald ich meine Lider schloss.

Die auf dem Hügel dicht stehenden Tannen und anderen Koniferen musterten mich aus ihren Kronen und ich musterte sie mit dem gleichen herablassenden Blick. Mein Kopf senkte sich fast unbewusst und ich betrachtete nun mich und meine zerschlissenen Kleider, lächelte müde, atmete tief durch und trat schweren Herzens das dichte Tannengrün. Kleine und große Zweige klatschten mir unter raschelndem Gelächter spöttisch ins Gesicht. Ich weiß noch, dass ich ihnen ein paar Gemeinheiten zu murmelte, aber ganz offensichtlich

verstanden sie mich nicht, denn sie fanden immer größeren Gefallen, je tiefer ich zwischen ihre Stämme trat, an der Malträtier meines Kopfes. Das Gehölz schien meinen Weg nun durch üppigen Bewuchs fast nicht mehr zu gewährleisten, sodass ich zwangsweise um sie herumschreiten musste. Jedes Gefühl für Zeit schien in diesem sehr alten Teil des Waldes vollständig verloren gegangen zu sein. Zunächst nahm ich an, dass das Tageslicht durch den dichten Bewuchs zwangsläufig nicht besonders hell war, doch das matte Grau des leichten Bodennebels und die überaus trübe Atmosphäre zwischen den Bäumen hüllte mich in einen Schleiermantel, der sich wie ein Film auch auf meine Netzhäute legte. Bald schon erschien mir der Wald nur noch aschgrau und öd. Kein Vogelzwitschern, kein rascheln im Laub – was es zu meiner Überraschung in einem Nadelwald auch nicht gab – die reinste Totenstille.

Vor mir tat sich nun eine unverkennbare und unnatürliche Lücke zwischen zwei Bäumen auf, kaum interessanter, als der Rest dieses Ortes, wäre ich nicht just in dem Augenblick über unnachgiebiges Objekt am Boden gestolpert und der Länge nach auf den steinharten Boden aufgeschlagen - von all meinen Kräften verlassen, gelang es mir auch nicht in dem kurzem Augenblick meine Flugkurve so zu ändern, dass der Fall nicht auf meiner kaputten Schulter endete. Fast besinnungslos vor Schmerz rollte ich mich auf die andere Seite, tränen liefen mir über die Wangen und ich fiennte ganz bewusst meinen Zorn hinaus. Die in mir gestaute Wut auf mein allzu offensichtliches Versagen ging nun in das trotzige Verhalten eines kleinen Jungen über, der sich irgendwie aufrappelte um nach dem Verursacher des Sturzes zu suchen. Ich wirbelte mit der Rechten sogleich den nebligen Sud über dem staubtrockenen Erdboden von dannen – was dann jedoch hervortrat, ließ mich blinzeln und noch ungläubiger drein Blicken. Als ich danach griff und tatsächlich ein abgerissenes Stück glänzenden Metalls an meinen Fingerkuppen spürte, lachte ich kurzatmig aus vollster Kehle, wie ein halbwahnsinniger Irrer. „Es ist vom Flieger“ brabbelte ich unter Freudentränen.

In dem Moment ertönte es wieder, dieses markerschütternde Gekreische. Doch ich musste es mir wahrlich nur einbilden, denn in diesen Wäldern gab es niemand außer mir ... dann noch ein weiterer Schrei – viel näher als jemals zuvor. Meine Augen weiteten sich und traten wie von hinten angeschoben aus ihren Höhlen. Meine Lippen begannen zu beben und eine Gänsehaut überfiel blitzartig meinen gesamten Oberkörper. Es bewegte sich, ich wusste nicht was es war, aber es bewegte sich auf mich zu – es hatte mich aufgespürt, es musste mich gehört haben - mein dummes lauthalses Gelächter!

Ein weiteres Mal rappelte ich mich unter absurden Verrenkungen auf meinen wackligen Beinen auf, schwankte ein wenig von einer zur anderen Seite, bis mein schwindelerregender Blick sich legte und sich die wohlbekanntesten Formen dieses grässlichen Waldes vor meinen Augen manifestierten. Ein weiterer Schrei, diesmal eindeutig aus einer anderen Himmelsrichtung, dann noch einer, wieder aus hörbarer Entfernung aus einer noch ganz anderen Gegend. Keiner der Laute glich dem vorherigen, dies fiel mir erstaunlicherweise auf, obwohl mein lethargischer Verstand längst hätte aufhören müssen zu funktionieren.

Humpelnd setzte ich mich in Bewegung, begleitet von weiteren Slapstick-Stolpereinlagen und rasselnder Atmung schaffte ich es auf unerklärliche Weise die zahllosen Wurzeln, Büsche und Bäume hinter mir zu lassen und durch eine Wand toten Gestrüpps zu brechen. Da lag es nun, bar vor mir – mein Ziel – meine letzte Hoffnung von diesem gottverdammten Ort zu entfliehen – der Jet mit der Flugnummer TF 010614 – nur etwa einen viertel Kilometer entfernt, inmitten zerbrochener Bäume, zerkratzter Felsbrocken und endloser Gepäckstücke. Doch da waren auch sie, nicht viel näher als das Wrack, die Wilden, die Menschenfresser mit ihren Latenträgern, halbnackten Weibern und ihren glühend orangen Iriden. Sie hatten mich entdeckt, just als ich durch das Gehölz brach und nun zwischen dem toten Wald hinter mir und meiner letzten Hoffnung vor mir stand und mich vor Angst nicht rührte. Sie starrten mich an, fletschten abwechselnd lautlos ihre Zähne, spannten ihre muskulösen Gliedmaßen und grunzten sabbernd ihren letzten Fraß aus. Es gab nur einen Weg, ich musste das Flugzeug erreichen noch bevor sie mich in die Hände kriegen – mit nichts außer

meinen trägen Füßen, einem fast leeren Rucksack und meinen bloßen zerschundenen Fäusten bewaffnet.